

8 Textwissenschaft

Eine institutionalisierte Forschung zu dem, was man sich angewöhnt hat, „Literatur“ zu nennen, gibt es seit rund zweihundert Jahren. Während dieser Zeit gab es unterschiedliche leitende Ideen, wechselnde Ziele und auch wechselnde Koalitionen, Vorgehensweisen, Perspektiven – und natürlich auch signifikante Veränderungen der intellektuellen und institutionellen Seite des Wissenschaftssystems; Veränderungen, die mehr oder weniger schnell auch die Germanistik erreichten, eine Disziplin, die es als ein einigermaßen geschlossenes wissenschaftliches Gebiet nicht mehr gibt, auch wenn sie an manchen Universitäten noch so genannt und „aus Gewohnheit gelehrt“¹ wird.

Trotz der deutlich sichtbaren Auflösungserscheinungen erstaunt die Langlebigkeit der universitären Germanistik. Zu den Gründen für diese Langlebigkeit gehört die Einrichtung des Seminars, also eines konkreten Ortes mitsamt der Räume und – vor allem – mitsamt der Bibliothek.² Wenn man erst einen Ort hat, einen konkreten, belebten Raum, und dazu auch noch relative Autonomie, dann wird man das kaum zugunsten diffuser Zukunftserwartungen aufgeben wollen. Diese ‚alte‘ Organisationsstruktur der nach Disziplinen aufgeteilten Institute und Seminare sowie die feste und eindeutige Zuordnung der ProfessorInnen zu diesen subfakultären Organisationseinheiten sorgt für eine strukturelle Beständigkeit, die leicht mit Erstarrung verwechselt werden kann. Darüber hinaus wird die institutionelle Stabilität der Germanistik vor allem durch das geleistet, was Gerald Graff in einem aufschlussreichen Buch (mit Blick auf den englischsprachigen Raum) „field-coverage model“ genannt hat, also etwa „Modell der Bereichszuständigkeit“.³ Die Germanistik ist, wie andere universitäre Institute auch, so aufgebaut, dass einzelne Professor*innen für bestimmte Bereiche zuständig sind. Die Germanistik gliedert insbesondere nach Zeitabschnitten (Hochmittelalter, Spätmittelalter, Frühe Neuzeit etc.) und kombiniert dies zum Teil mit spezifischen Theorie- oder Methodenfeldern (Editionswissenschaft, Rhetorik, Komparatistik, Kulturwissenschaft etc.). Neue Themen und Fragestellungen, so Graff, werden inkorporiert, indem neue Felder ergänzt werden (etwa die Gender Studies oder die Theater-, Film- und Medienwissenschaften, so man diese nicht ausgelagert oder schlichtweg ignoriert hat). Dieses Vorgehen garantiert die Stabilität des Gesamtsystems, ermöglicht Spezialisierung und leistet einer Trennung der Felder voneinander und strikten Abgrenzung der Felder zueinander Vorschub. Das Ergebnis ist (ich

1 Vogt 1996.

2 Man vergleiche Spoerhase 2015.

3 Graff 2007.

vereinfache ein wenig, aber nur ein wenig) eine kaum vorhandene Verantwortung für das Gesamtsystem. Jede*r kümmert sich um ihren*seinen Bereich.

Der Begriff „Literatur“, wie er seit der vorletzten Jahrhundertwende populär wurde, war zwar vielversprechend, was ein Zusammenspannen von „neuerer“ und „älterer“ „Abteilung“ anbelangt, ist aber für die Mittelaltergermanistik nur in Anführungszeichen tragbar und für die Linguistik schlechterdings nur als Untersuchungsobjekt akzeptabel, nicht aber als metasprachliches Modell. Auch nationalsprachliche Eingrenzungen sind spätestens seit den 1960er-Jahren erledigt – und waren für die Mittelaltergermanistik im Grunde zuvor schon problematisch, auch wenn man dies in der nationalistischen Phase der beiden Weltkriege vielleicht weniger stark betont hat. Zur Schule, für die man auch und vor allem ausbildet, gibt es seit der Etablierung und dem Ausbau einer sogenannten „Fachdidaktik“ vonseiten der sogenannten „Fachwissenschaft“ kaum mehr eine Beziehung, was nicht so schlimm wäre, wenn es wenigstens eine Beziehung zur Fachdidaktik gäbe, die aber keine Abteilung der Germanistik ist. Dennoch sichern die Lehramtsstudierenden in gewisser Weise die universitäre und in nicht unerheblicher Weise auch die gesellschaftliche Bedeutung der Disziplin. Soziologisch gesprochen klingt das alles dann in etwa so:

Die Germanistik stellt sich soziologisch [...] als heterogenes Gebilde dar. Sie kann ihre Einheit auf der Ebene des Wissenschaftssystems, d. h. als Wissenschaft nicht realisieren. Ihre disziplinäre Einheit wird nicht mehr aus einer durchgängigen, disziplinkonstituierenden Wissenschaftsprogrammatik begründet, sondern lediglich auf der Emergenzebene der Organisation als institutioneller Zusammenhang verwirklicht. Zwar versteht sie sich durchgängig als Wissenschaft, aber die Programme, Methoden und Theorien ihrer Teildisziplinen stehen jeweils anderen Disziplinen außerhalb der Germanistik näher als den germanistischen Nachbardisziplinen.

Die nationalsprachliche Abgrenzung selbst ist nicht mehr wissenschaftlich begründet, sondern sie wird auf der Emergenzebene der Organisation realisiert und bezieht ihre Stabilität aus der Zuordnung zum Erziehungssystem, für das die Germanistik Ausbildungsaufgaben erfüllt. In dieser Relation bleibt ein Ausgangspunkt der disziplinären Ausdifferenzierung, die Bereitstellung eines nationalen integrierenden Sinnhorizontes, in verkürzter Form erhalten.⁴

Man kann das so sehen, denke ich, auch wenn damit weder gesagt ist, ob es sich dabei um ein Problem handelt, noch inwiefern dieses Problem denn über die Zeit hinweg stärker, schwächer oder schlicht anders geworden ist. Immerhin geht es um eine sich beständig wandelnde Institution innerhalb anderer, sich beständig wandelnder Institutionen. Und gerade aus der Fachinnensicht hat sich inhaltlich und hinsichtlich der Praktiken und leitenden Methodologien über die

⁴ Rompeltien 1994, S. 83.

Jahrzehnte natürlich viel verändert, sodass gewisse Friktionen und mangelnde Anschlussfähigkeiten angesichts einer Makrostabilität der Germanistik als universitäre Disziplin nicht verwundern.

Die Geschichte der leitenden „literaturwissenschaftlichen“ Methoden, Theorien und Verfahren – drei Begriffe, die Unterschiedliches meinen, was im Folgenden aber nichts zur Sache tut – ist umso komplexer, je genauer man hinsieht, aber recht überschaubar, wenn man einen Blick aus der Ferne wagt und sich dabei an einem einfachen disziplingeschichtlichen Schema orientiert: Am Beginn steht dann eine positivistische Phase, eine Zeit des Sammelns, Ordners, Edierens; es schließen sich einige geistesgeschichtliche Jahrzehnte an und damit ein Interesse an großen Autoren und großen Erzählungen. Auf die Phase des Nationalismus im Zuge der beiden Weltkriege folgen einige Jahre der „Textimmanenz“, also des Rückzugs in den Text. Seit 1966/68 beherrschen Formalismus und Strukturalismus das Feld, denen sich anschließend der Poststrukturalismus hinzugesellt, bevor schließlich die Kulturwissenschaft(en) (die durchaus anschlussfähig waren für die in den 1970er- und 1980er-Jahren propagierte Sozialgeschichte) und die verschiedenen „Turns“ das disziplinäre Feld öffnen, neu vernetzen, neu strukturieren und ganz entscheidend verkomplizieren.

Die institutionelle Gestalt der Geisteswissenschaften an den deutschsprachigen Universitäten hinkt dieser Entwicklung aus den schon genannten Gründen hinterher. Bedenkt man, dass angesichts des hohen Tempos technischer Veränderungen und angesichts der stark gestiegenen Ausbildungsanforderungen im Zuge der Öffnung der Universitäten ein hohes Maß an Flexibilität und Veränderungsbereitschaft notwendig ist, dann erstaunt doch sehr, dass der Zuschnitt der Institute und Seminare hochgradig stabil ist. Angebracht wäre mindestens eine „Hybridisierung der Einzeldisziplinen“, ⁵ besser noch die routinisierte Ermöglichung struktureller Veränderungen auf Zeit und zudem die Möglichkeit, Mitglied mehrerer Institute oder Seminare zu sein (falls man nicht, wie einst in Konstanz, die subfakultäre Ebene einfach abschafft). Im 21. Jahrhundert sollten Universitäten Flexibilität strukturell verankern, anstatt Flexibilität strukturell zu verhindern.

Otto Gerhard Oexle hat schon vor über zwanzig Jahren mit Verweis auf Roger Chartier davon gesprochen, dass es darauf ankomme, „die etablierten Grenzen der Fächer ‚zu erschüttern, ja durcheinanderzubringen‘“. ⁶ Absurd ist freilich, dass es gerade diejenigen waren, die von dem Ausbau der Universitäten und dem Aufbau neuer Institute und Seminare in den 60er- und 70er-Jahren profitiert hatten, die

⁵ Bachmann-Medick 2004c, S. 327.

⁶ Oexle 1997, S. 250.

im Anschluss dafür sorgten, dass die Universitäten sich möglichst nicht mehr veränderten.

Dass man vor dem Hintergrund der disziplinären, universitären und gesellschaftlichen Veränderungen auch gegenwärtig noch von „Philologie“ und „Literaturwissenschaft“ spricht, also die entscheidenden Selbstbezeichnungen des 19. und 20. Jahrhunderts weiterträgt, ist inkonsequent, verwunderlich und stellt ein Problem dar, denn: „Wer falsch spricht, denkt falsch“.⁷

Philologie, das war ein Modell der Textaneignung und -auslegung, das durch die Auseinandersetzung mit sakralen und antiken Texten geprägt war. Dementsprechend war die klassische Philologie der Altertumswissenschaften das institutionelle Vorbild und Leitbild der frühen Germanistik. Heutzutage indes ist die Philologie oft ein Codewort für den Anspruch, von allem verschont zu bleiben, was von der Arbeit mit den Texten ablenkt. „Philologie“ ist – insbesondere im Anschluss an einen 1982 erschienenen, einflussreichen Aufsatz Paul de Mans –⁸ zu einem Kampfbegriff geworden, gegen eine Betrachtung der Texte innerhalb soziokultureller Kontexte und gegen eine kulturwissenschaftliche Verkomplizierung des gewohnten disziplinären Feldes.

An das Modell der Philologie anzuschließen, war für die junge Germanistik des 19. Jahrhunderts ausgesprochen sinnvoll und erwies sich als erfolgreich, denn auf diese Weise ließ sich nicht nur Anschlussfähigkeit herstellen zu bestehenden Umgangsformen mit Texten, auch Relevanz ließ sich ziemlich erfolgreich behaupten. Die Germanistik profitierte natürlich im 19. und mehr noch im 20. Jahrhundert vom soziokulturellen Renommee „Der Literatur“ – mit großgeschriebenem Artikel – und die Germanistik trug selbst dazu bei, dieses Renommee zu erhöhen und zu stabilisieren. Für die Mittelaltergermanistik ergab sich daraus seit dem Zweiten Weltkrieg, während dem das Mittelalter noch nationaler Referenzpunkt zu sein hatte, das Problem, dass man nur eine sehr begrenzte Zahl von Texten zu bieten hatte, die den Vorstellungen von Literatur entsprechen konnten, dass man aber auf das Renommee, das das Konzept verlieh, nicht verzichten wollte. Es galt, am Sonderstatus Der Literatur zu partizipieren und von diesem Sonderstatus zu profitieren. Mittelalterliche Texte *sollen* durch die Editionen zu literarischen Texten gemacht werden – und unterliegen dann den Praktiken und Diskursen des Literatursystems.

Das Konzept der „Literaturwissenschaft“, das wohl die Formalisten wenn nicht erfunden, so doch durchgesetzt haben, trat im Laufe des 20. Jahrhunderts neben den Begriff der Philologie und teilweise in Konkurrenz zu ihm. Heute gibt es immer noch viele Germanist*innen, die sich als Philolog*innen bezeichnen und sich in

⁷ Jussen 2016, S. 576. Jussen zitiert Leonhard 1970.

⁸ de Man 2010. Mehr dazu bei Orlemanski 2015, S. 169–171.

ihren Interessen und Schwerpunkten mitunter von denjenigen unterscheiden, die sich einer Wissenschaft von Der Literatur zugehörig fühlen; dennoch habe ich den Eindruck, dass die Zahl derjenigen überwiegt, die die Bezeichnung Literaturwissenschaft für sich reklamieren. Zu finden sind zwar auch einige Philolog*innen, die dieses Textauslegungsmodell emphatisch für sich und die Gegenwart beanspruchen, also seine anhaltende Modernität und Relevanz betonen;⁹ dabei dürfte es sich aber um eine (durchaus einflussreiche) Minderheit handeln. Was nun das Modell der Literaturwissenschaft anbelangt, so lässt sich mittlerweile wohl absehen von der Diskussion hinsichtlich der Wissenschaftlichkeit der Literaturwissenschaft – einer Diskussion, die heute wohl schon deshalb als obsolet gelten kann, weil sie seit der Zeit nach dem Strukturalismus kaum mehr geführt wird. Der Anspruch, Wissenschaft sein zu wollen und zu sollen, war ja ein genuin strukturalistischer. Weit erstaunlicher als das stete Mitschleppen eines lange erledigten Wissenschaftsanspruchs ist indes die anhaltende Prominenz des Begriffs „Literatur“.

Sicher, man kann das erklären: Die Germanistik institutionalisiert sich nach der sogenannten Weimarer Klassik und damit nach der Epochenschwelle um 1800, ab der das Gesellschaftssystem „Literatur“ sich mehr und mehr ausdifferenziert. Sich auf diesen Literaturbegriff zu beziehen, der nun ja nicht mehr alles Geschriebene meint, lag nahe. Durch die Aufspaltung in eine neuere und in eine ältere germanistische Abteilung seit den 1870er-Jahren wurde dann auch die systematische Auseinandersetzung mit Der Literatur institutionalisiert. Davon abgesehen aber irritiert die Rede von einer Wissenschaft von Der Literatur, weil die Germanistik zum einen auch mit Texten zu tun hat, die vor der Ausdifferenzierung des Literatursystems entstanden, und weil die Germanistik als Nationalphilologie außerdem auch auf eine Tradition der breiten Auseinandersetzung mit vielfältigen Formen von Textualität zurückblicken kann. Als Paradigma hierfür kann wohl die Erforschung des Althochdeutschen gelten, denn die geringe Zahl der überlieferten Textzeugen, das sprachgeschichtliche Interesse und die Differenz der meisten Texte zu neuzeitlichen Vorstellungen von Der Literatur ließ eine vollständige und breite Sammlung geraten erscheinen, statt immer schon anhand der von Der Literatur gewohnten Ästhetik vorzusortieren. Der Literaturbegriff ist deshalb für die althochdeutsche Textkultur letztlich fehl am Platz und die schwache Präsenz des Althochdeutschen jenseits der Mediävistik – in der Schule und der auf Literatur geeichten Öffentlichkeit – spricht dafür, dass das Paradigma „Literatur“ zumindest für die Zeit von der Mitte des 8. bis etwa zur Mitte des 11. Jahrhunderts gescheitert ist.

⁹ Siehe beispielsweise Schwindt 2009 sowie Hamacher 2009.

Offenbar lässt sich unter dem Etikett der „Literatur“ die Textkultur des Althochdeutschen außerhalb der Universitäten nicht verhandeln. Man bräuchte für diesen Zeitabschnitt Konzepte und theoretische Rahmungen, die dazu geeignet sind, einen möglichst großen Teil des textuellen Feldes zu diskutieren oder das Feld von einer bestimmten Richtung aus zu durchqueren. Alternativen gäbe es durchaus, insbesondere in jüngster Zeit, etwa im Rahmen des Zürcher Forschungsschwerpunkts „Medienwandel – Medienwechsel – Medienwissen. Historische Perspektiven“;¹⁰ diese Alternativen berufen sich aber eben auf kulturwissenschaftliche Herangehensweisen. Die Erfindung der Literaturwissenschaft hat die Untersuchung von Texten, die der Vorstellung von Literatur nicht entsprechen, randständiger werden lassen als noch im 19. Jahrhundert.

Ähnliches (wenn auch mit abnehmender Tendenz) gilt für die späteren deutschsprachigen Texte bis in das 17. Jahrhundert, die ebenfalls jenseits der Universitäten keine große Rolle spielen.¹¹ Wenn man das akzeptiert, tun sich Spielräume auf, um mittelalterliche und frühneuzeitliche Textkulturen anders zu konzipieren, zu analysieren, zu präsentieren. Das setzt jedoch voraus, auch größere Umstellungen der eingespielten Herangehensweisen zu entwickeln und zu diskutieren. Und wenn man für diesen Zeitraum, für die Zeit vor dem 17. Jahrhundert, von „Literatur“ auf „Text“ umstellt, wird der Literaturbegriff als Fachbegriff frei für ein spezifisches soziales Textfeld, das sich seit dem 17. Jahrhundert entwickelt und seit dem 18. Jahrhundert Geltung erlangt, sich im 19. Jahrhundert etabliert und dann seit dem späten 20. Jahrhundert als textuelles Leitmedium an Einfluss verliert.

Zu solchen sozusagen disziplinären Problemen des Literatur-Begriffs kommen grundsätzliche Schwierigkeiten hinzu. Um sich diesen Schwierigkeiten zu nähern, lohnt sich ein Blick in zwei ältere Interviews, die (im Juli 1975) mit Michel Foucault und (im April 1989) mit Jacques Derrida geführt wurden.¹² Bei diesen beiden Interviews möchte ich mich kurz aufhalten, bevor ich mich dem zu nähern versuche, was eine Mittelaltergermanistik sein könnte, die auf den Begriff des Textes aufbaut statt auf den Begriff der Literatur. Hierzu werde ich, im zweiten Abschnitt dieses Kapitels, zuerst über vorhandene Konzepte sprechen, die im Rahmen einer Umstellung von Literatur auf Text hilfreich und anschlussfähig sein könnten. Im dritten Abschnitt ist es mir dann vor allem um eine Auseinandersetzung mit Überlegungen Peter Strohschneiders zu tun.

¹⁰ Beispielsweise: Kiening und Stercken 2008; Haeseli 2011; Glaser, Seiler und Waldspühl 2011. Nicht aus Zürich, aber in diesem Zusammenhang trotzdem unbedingt erwähnenswert ist Schiegg 2015.

¹¹ Schlaffer 2002.

¹² Foucault 1990; Derrida 1992. Zu beiden Interviews siehe Geisenhanslüke 2006.

Dass ich gerade diese beiden Interviews ausgewählt habe, hat nicht nur damit zu tun, dass Foucault und Derrida das intellektuelle Klima des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts entscheidend geprägt haben. Wichtig sind ihre Überlegungen für meine Belange auch deshalb, weil sie zu einer Zeit angestellt werden, in die eine Neubesetzung, Aufwertung und massive Ausweitung des Textbegriffs fällt. Derridas Schriftkritik und Foucaults Konzept von Diskurs sind nicht wegzudenken aus dieser Bewegung, die man im weitesten Sinne mit dem Schlagwort „Linguistic Turn“ fassen kann.

Zu Beginn des kurzen Interviews wird Michel Foucault gefragt, welchen Status „die literarischen Texte“ in seiner Forschung einnehmen. Aus den weiteren Fragen und seinen Antworten entspinnt sich ein Nachdenken darüber, was es mit Der Literatur überhaupt auf sich hat. Anstatt also von einem Gegenstandsbereich „Literatur“ auszugehen, über den man ohne Weiteres reden kann, denkt Foucault darüber nach, wie sich ein solcher Gegenstand konstituiert. Gleich zu Beginn des Interviews, in seiner zweiten Antwort, hält er fest, dass man „nie wirklich analysiert“ habe,

wie aus der Masse von Dingen, die gesagt werden, aus dem Ensemble der tatsächlich gehaltenen Diskurse, eine gewisse Anzahl dieser Diskurse (der literarische Diskurs, der philosophische Diskurs) eine Sakralisierung erfahren und spezielle Funktionen erhalten haben.¹³

Was Foucault hier als Desiderat dingfest macht, betrifft die Frage, wann, wie und warum es hat sein können, dass bestimmte Formen des Ausdrucks aufgewertet und gegenüber anderen Ausdrucksformen privilegiert worden sind, sodass sie – und dies ist eine direkt anschließend formulierte Beobachtung – „traditionellerweise als Substitute oder als Generalverpackung aller anderen Diskurse“¹⁴ eingesetzt werden konnten, dass sie also stellvertretend für andere Diskurse eintreten konnten.

Aus heutiger Sicht und aufbauend auf die (von Foucault entscheidend geprägte) disziplingeschichtliche und wissenschaftsgeschichtliche Forschung der letzten Jahre und Jahrzehnte ist deutlicher als noch in den 1970er-Jahren zu sehen, auf welche Weise das, was seit dem 18. Jahrhundert emphatisch als Literatur bezeichnet wurde, eine herausragende Position einnehmen konnte. Foucault spricht selbst drei wichtige Ideologien an, die eng mit dem Literaturdispositiv verknüpft sind. Dies ist zum einen die Idee, dass literarische Texte „als der Ausdruck für etwas betrachtet worden [sind], das letztendlich nicht auf einer alltäglicheren Ebene for-

¹³ Foucault 1990, S. 229.

¹⁴ Ebd., S. 229.

muliert werden konnte“.¹⁵ Auf diese Weise hat man den literarischen Texten eine herausragende Ausdrucksmöglichkeit zuerkannt, die exklusiv ist. Ich nenne dieses Literarizitäts-Kriterium „Unsagbarkeitskriterium“. Dass dieses Kriterium hochgradig unscharf ist und mit verschiedenen Praktiken und Institutionen einhergeht; dass dieser Anspruch an Die Literatur mithin gelernt und propagiert wird, sei hier nur kurz erwähnt. Ein zweites wichtiges ideologisches Kennzeichen, das Foucault anspricht, ist die Fiktionalität, ein Kriterium, das (und dies möchte ich der beiläufigen Beobachtung Foucaults gleich hinzufügen) im 20. Jahrhundert eingeführt wurde, um ein Merkmal für die Besonderheit des Literarischen zur Verfügung zu haben. Die dritte Ideologie schließlich, auch sie stammt aus dem 20. Jahrhundert, ist der „Grundsatz“, dass „die Literatur es nur mit sich selbst zu tun hat“.¹⁶ Auf diese Weise schafft man ein textuelles System, das Geschlossenheit, Kohärenz und Komplexität beansprucht. Ich nenne dies das „L’art pour l’art“-Kriterium.

Für seine Gegenwart und jüngere Vergangenheit konstatiert Foucault eine kritische Bewegung, die den Status der Literatur hinterfragt:

Eigentlich tendierte das Vorhaben von Blanchot und das von Barthes zu einer Desakralisierung der Literatur, indem es mit den Bindungen brach, die die Literatur in eine Position des absoluten Ausdrucks rückte [!]. Dieser Bruch beinhaltete, daß die darauffolgende Bewegung diejenige sei, die die Literatur völlig desakralisiert und die versucht herauszufinden, wie in der allgemeinen Masse von all dem, was gesagt wurde, sich in einer gewissen Form dieser besondere Sprachbereich konstituierte. Ein Bereich, von dem man nicht fordern soll, daß er die Entscheidungen einer Kultur trägt, sondern den man darauf befragen muß, wie es zustande kommt, daß eine Kultur sich dazu entschieden hat, ihm diese so einzigartige, so seltsame Position zu geben.¹⁷

Was Foucault hier beschreibt, ist, was unsere heutige Wahrnehmung von Textualität anbelangt, eine der entscheidendsten Entwicklungen seit dem letzten Drittel des 20. Jahrhunderts. Hat man erst einmal erkannt (und hier ist eine kritische historische Perspektive hilfreich, wie sie Foucault immer wieder vorgeführt hat), dass das textuelle Feld der „Literatur“ historisch geworden und mit vielfältigen Diskursen und Praktiken verknüpft ist, kann man damit beginnen, den Status und die Funktion Der Literatur kritisch zu hinterfragen. Von da aus ist es nicht weit bis zur Überlegung, nicht zuerst von Der Literatur auszugehen, sondern zuerst von Texten, deren einige, aus welchen Gründen auch immer, zu Literatur erklärt werden.

¹⁵ Ebd., S. 230.

¹⁶ Ebd., S. 231.

¹⁷ Ebd., S. 232.

Foucaults Gedanken lassen sich um einige wichtige Überlegungen Derridas ergänzen. Derrida erläutert im Interview, dass „Literatur“ – verstanden als eine Institution, die es erlaubt, alles zu sagen – eine sehr junge Erfindung sei („a very recent invention“)¹⁸ und dass weder die griechische und lateinische Dichtung der Antike noch erzählende Texte des nichteuropäischen Raums als literarisch verstanden werden können: „Greek or Latin poetry, non-European discursive works, do not, it seems to me, strictly speaking belong to literature“.¹⁹ Es gebe auch keine Essenz des Literarischen, dank derer es möglich sei, das literarische Objekt eindeutig zu identifizieren, denn kein Text sei an sich literarisch:

Literarity is not a natural essence, an intrinsic property of the text. It is the correlative of an intentional relation to the text, an intentional relation which integrates in itself, as a component or an intentional layer, the more or less implicit consciousness of rules which are conventional or institutional – social, in any case.²⁰

Abgesehen von einer solchen Beziehung zum Text, die auf sozialen Regeln beruht, ist für Derrida das Literarische eher als eine Erfahrung fassbar, die etwas zu tun hat mit der für die Sprache typischen, nie eindeutigen und nie dauerhaften Beziehung zu Bedeutung und Wirklichkeit. Damit wäre das Literarische wohl als ein textuelles Phänomen zu verstehen, das darauf gegründet ist, dass grundlegende Eigenschaften und Eigenheiten von Sprache verdichtet werden. Das aber heißt freilich nicht, wie man sogleich ergänzen sollte, dass es sich bei diesem Phänomen um ein überzeitliches, essenzialistisches handelte. Auch die Vorstellung einer verdichteten Sprache ist zeitlich gebunden, ist mit Praktiken und Institutionen verknüpft – ist Ideologie.

★ ★ ★ ★ ★

Das, was Foucault und Derrida in diesen älteren Interviews ausführen, ist eigentlich alles, was man in einem ersten Schritt wissen muss, um aufzuhören, naiv von „Literatur“ zu sprechen, so als gäbe es ein überzeitliches Phänomen, das auf diesen Namen hört. Zugleich lässt sich eine solche Abkehr nicht so ohne Weiteres durchführen. „Literatur“ ist schließlich als gesellschaftliches Teilsystem seit dem 20. und auch noch zu Beginn des 21. Jahrhunderts derart fest verankert und der Literaturbegriff ist derart ubiquitär, dass es keinen großen Sinn hat, darauf zu hoffen, man könnte den Begriff nicht-naiv verwenden.

¹⁸ Derrida 1992, S. 40.

¹⁹ Ebd., S. 40.

²⁰ Ebd., S. 44.

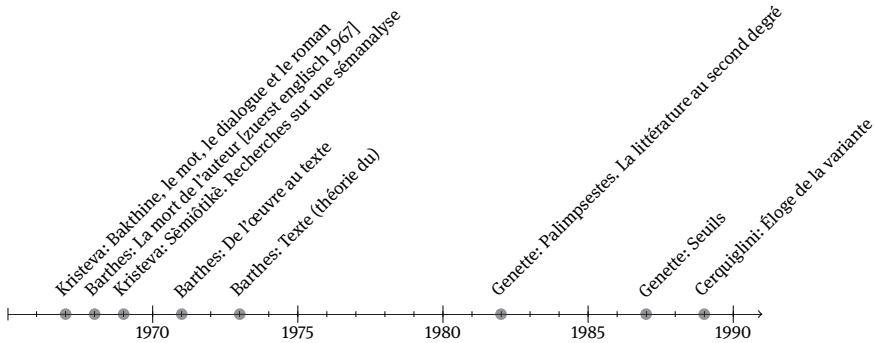


Abbildung 8.1: Einige (auch für die Mediävistik) wichtige Stationen der französischen Textualitätsforschung zwischen 1967 und 1989

Auch Konkurrenzbegriffe scheinen heute keine große Rolle mehr zu spielen. Das ist durchaus bemerkenswert, hatte es doch noch um 1900 eine erbitterte Diskussion über die Frage gegeben, wer „Dichter“ und wer bloß „Literat“, „Schriftsteller“ oder gar „Journalist“ sei.²¹ Während etwa Stefan George und sein Kreis resolut den Dichter vom Schriftsteller trennten, sprach sich Thomas Mann für die Literatur und die Literaten aus und damit gegen ein emphatisches Konzept von Dichtung. Mittelfristig hat George sich nicht durchgesetzt, denn diese Diskussion dürfte sich erledigt haben zugunsten eines zunehmend weniger emphatischen Konzepts von „Literatur“. Und dieser Begriff der „Literatur“ lässt sich – auch wenn das häufig behauptet wird – nicht einfach von neuzeitlich-modernen Konnotationen befreien. Sicherlich kann man, wie Sonja Glauch dies in einem Aufsatz tut, festlegen, dass immer dann, wenn von „Literatur“ die Rede ist, damit eine „Textkultur und von dieser hervorgebrachte Texte“ gemeint sind;²² aber warum spricht man dann nicht gleich von Texten und Textkultur?

Man tut es nicht, weil es nicht zur etablierten Sprechweise passt und weil man dann zur Kenntnis nehmen müsste, dass man es mit einem schier unüberschaubaren Gegenstandsbereich zu tun hat. Und im Fall von Sonja Glauchs Aufsatz, aus dem ich eben zitiert habe, tut sie es auch deshalb nicht, weil ihre Fragestellung, Fiktionalität, an das Konzept Der Literatur gekoppelt ist. Solange von Fiktionalität die Rede ist, kann man nicht so einfach auf Text, Textkultur und Textualität umschalten.

²¹ Lepenies 1985, S. 265–281.

²² Glauch 2014, S. 87.

Immerhin aber spricht Glauch überhaupt davon, dass man eigentlich über Texte und Textkulturen sprechen müsste. Das ist insofern konsequent, als der Textbegriff im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts (und damit parallel zu einer Deprivilegierung Der Literatur) mehr und mehr an Relevanz gewonnen hat. Insofern liegt es durchaus nahe, sich auf ihn zu berufen. Schon Derrida fragt sich im Interview, über das ich eben schon geschrieben habe, „whether literature is simply an example, one effect or region among others, of some general textuality“.²³ Textualität auf diese Weise als einen umfassenden Gegenstandsbereich zu konzipieren, scheint mir sinnvoll zu sein. Freilich bringen auch die Begriffe „Text“ und „Textualität“ nicht nur einige Schwierigkeiten, sondern vor allem eine umfassende Diskussions- und Tradierungsgeschichte mit sich (die sich allerdings, auch wenn der Begriff sehr viel älter ist, auf das 20. Jahrhundert beschränkt).²⁴ Ich habe nicht vor, diese Geschichte hier umfassend vorzustellen und aufzuarbeiten.²⁵

Man müsste, wollte man dies tun, nicht nur eine Menge an Ansätzen und Ideen referieren, man müsste auch einigen Neben- und Holzwegen folgen, etwa der linguistischen Diskussion rund um eine „(Allgemeine) Textwissenschaft“.²⁶ Ich habe schon gar nicht vor, endgültig und ein für alle Mal zu definieren, was es mit „Text“ und „Textualität“ auf sich hat. Abgesehen davon, dass man das, was eine Geschichte hat, nicht definieren kann,²⁷ dürfte Clemens Knobloch ganz grundsätzlich recht haben, wenn er über den Begriff „Text“ schreibt, dass dieser zu den „offenen Grundbegriffen der Sprach- und Literaturwissenschaft“ gehöre und dass diese Grundbegriffe „nicht abschließend definiert werden können, weil ihre theoretische Produktivität vorwiegend heuristischer Natur ist und sich nur im

23 Derrida 1992, S. 71.

24 Martens 1989, S. 1f.

25 Ein grundlegender Überblick mit Hinweisen auf weitere Forschung bei Knobloch 2005.

26 Ich arbeite diese Diskussion hier nicht auf, weil sie mit meinem Ansatz wenig gemein hat und sich auf Neuzeit und Moderne beschränkt. Im Kern geht es – disziplingeschichtlich gesehen – um die Ausdifferenzierung und Ausweitung der Sprachwissenschaft sowie um deren Verhältnis zur Literaturwissenschaft: „Die Gründe, die zur Postulierung einer ‚Textwissenschaft‘ geführt haben“, schreibt etwa Heinrich F. Plett, „liegen in der – durchaus fruchtbaren – Krise, in der sich die Literaturwissenschaft seit längerem befindet“ (Plett 1975, S. 11). Auffällig ist der empiristisch-technizistische, auf klare Problemlösungen ausgerichtete Duktus dieses Denkens. Man erkennt den Einfluss der Kybernetik. Siehe beispielsweise (ich nenne nur wenige ausgewählte Arbeiten) Schmidt 1971; van Dijk 1980; Ehlich 2007; Scherner 1984, dort weitere Beiträge der Forschung. Die Diskussion scheint sich in den 1980er-Jahren verflüchtigt zu haben. Ein frühes, avantgardistisches Beispiel für eine Umstellung auf den Textbegriff bietet Bense 1962.

27 Nietzsche hat schließlich recht: „[...] alle Begriffe, in denen sich ein ganzer Prozess semiotisch zusammenfasst, entziehen sich der Definition; definierbar ist nur Das, was keine Geschichte hat.“ (Nietzsche 1999b, S. 317)

Rahmen axiomatischer Ausformulierungen entfaltet“.²⁸ „Text“ ist ein bewegliches Forschungskonzept, ein Reflexionsbegriff, der gerade deshalb leistungsfähig ist, weil er sich nicht restlos stillstellen lässt. Mit der Kategorie „Text“ kann man Zusammenhang stiften, wo andere Begriffe Grenzen ziehen. Nicht zuletzt stellt die Rede vom „Text“ Rede- und Denkgeln um, von einer Priorisierung bestimmter Schreibweisen im Rahmen einer Institution „Literatur“ hin zu einer Betrachtung des Mediums und der Medialität von Rede, Schrift, Schreiben und Geschriebenem.

Stephan Kammer und Roger Lüdeke haben drei Ansätze der Diskussion um Text und Textualität klar beschrieben und unterschieden. Text wird, erstens, verstanden als „eine geordnete Menge von Elementen und als höchste Sinneinheit von sprachlichen Äußerungen“.²⁹ In diesem Sinne findet die Rede von Text Eingang in Strukturalismus und Linguistik. Text wird, zweitens, verstanden als „bedeutungsgenerative[r] Verweisungszusammenhang, dessen Differenzialität und Dynamik die Vorstellung eines geschlossenen Sinnganzen radikal in Frage stellt“.³⁰ Dieses Verständnis ist relevant für Poststrukturalismus und Dekonstruktion; ich komme gleich darauf zurück. Drittens schließlich, und das ist der jüngste Diskussionsstrang, rekurriert die Rede von Text auf das konkrete Objekt, auf den „konkreten, materiell-medialen Objektstatus“.³¹

Mit dieser Differenzierung von Kammer und Lüdeke im Hinterkopf können wir nun kurz zurückblicken, zum einen auf die französische Textualitätsforschung der 1960er- bis 1980er-Jahre, zum anderen auf die jüngere Erweiterung des Textbegriffs um eine materiale Komponente. Ersteres ist wichtig, um sich noch einmal die intellektuelle Leistung vor Augen zu führen, die mit der Etablierung des Textbegriffs einherging. Letzteres ist wichtig, weil die materiale Komponente in den französischen Theorien weitgehend fehlte. Dass sie wichtig ist, zeigt nicht zuletzt der „Material Culture Turn“, an dem die mediävistische Textwissenschaft schon allein mit der „New“ beziehungsweise „Material Philology“ ganz zwanglos partizipiert.

Seit den späten 1960er-Jahren gibt es ein dynamisches Textkonzept, das gegen fixierende, homogenisierende und statische Konzepte wie „Autor“ und „Werk“ in Stellung gebracht wird. Hierzu gehört mit dem Konzept der „Intertextualität“ eine wesentliche Innovation im Rahmen des Linguistic Turn, die darauf hinausläuft, Textualität von Trägermedien, Autorschaft und Werkvorstellungen zu lösen, um der Zirkulation der Zeichen keine kleinlichen und konventionalisierten Hürden in den Weg zu stellen. In der Postmoderne denkt man Text als ein Gewebe ohne Anfänge und Enden.

²⁸ Knobloch 2005, S. 24a.

²⁹ Kammer und Lüdeke 2005a, S. 11 [Hervorhebung getilgt, M. O.].

³⁰ Ebd., S. 13 [Hervorhebung getilgt, M. O.].

³¹ Ebd., S. 15 [Hervorhebung getilgt, M. O.].

Mithilfe des Modells der Intertextualität konnte man über die Vorstellung einzelner (literarischer) Werke hinausgelangen und über ein diffuses Beziehungsfeld sprechen, das sich nicht mehr zwischen zwei Buchdeckel zwingen ließ. Kein Wunder, dass Roland Barthes den Tod des Autors beschworen hat – und die Geburt des Lesers. Kein Wunder auch, dass Gérard Genette sich dafür interessiert hat, das Feld des Textes neu zu vermessen.³² Gegenstandsbereiche wie etwa der Paratext kommen dann in den Blick, wenn man sich dem weiten Feld des Textes quasi ethnologisch nähert und sich fragt, welche einzelnen Elemente und Beziehungen man innerhalb dieses Feldes ausmachen kann. Das ist freilich alles recht ahistorisch gedacht, weil es eine etablierte Druckkultur voraussetzt, aber eine historische Tiefendimension ließ sich und lässt sich ja vonseiten der Mediävistik und Altertumswissenschaften nachreichen.³³

Von Frankreich aus ist das neue Text-Paradigma schier explodiert und hat zu einer signifikanten Erweiterung der Fragestellungen und Gegenstandsbereiche der immer noch so genannten Literaturwissenschaften geführt, die auf diese Weise in gewissem Sinne zu Textwissenschaften wurden, weil nun auch Unterhaltungsliteratur, Comics, Filme, Hypertext und viele andere Gegenstände erforschbar waren. Die Etablierung kulturwissenschaftlicher Fragestellungen schließlich ließ sich auf Basis dieser ausgeweiteten „Literaturwissenschaften“ gut anschließen, sodass sich die theoretischen Denkmöglichkeiten parallel zur Ausweitung des Gegenstandsbereichs immens vergrößert und verkompliziert haben.

Die Prominenz der Ethnologie in den Kulturwissenschaften seit den späten 1980er-Jahren hat, das darf hier nicht vergessen werden, zu einer nochmals radikalisierten Ausweitung des Textkonzeptes geführt, unter dem Schlagwort „Kultur als Text“. Im deutschsprachigen Raum steht hierfür etwa ein Sammelband von Doris Bachmann-Medick, der eine „anthropologische Wende in der Literaturwissenschaft“ verspricht.³⁴ Sie schreibt in ihrer Einleitung, dass eine „kulturwissenschaftliche Erweiterung der Textwissenschaften erforderlich“ sei. Hierbei sei wiederum

³² Siehe insbesondere Genette 1993 und außerdem Genette 2001.

³³ Der Hinweis auf das Fehlen einer mittelalterlichen Handschriftenkultur zum Beispiel bei Eric Jager: „But just as Derrida seemed to ignore how the medieval book, as the product of an often decentralized scribal culture, anticipated certain characteristics of écriture, Barthes, in assuming the book's typographical integrity, failed to recognize that his more porous ‚text‘ had already existed in the Middle Ages by virtue of the same scribal culture, and that the discrete and self-contained ‚work‘ from which he would free it was largely a historical product of the printing press.“ (Jager 2000, S. 165)

³⁴ Bachmann-Medick 2004b.

ein ethnologisch-anthropologischer Problemhorizont bahnbrechend, der durch eine gleichsam komplementäre literarische und rhetorische Wende in der neueren Ethnographie selbst den Weg für eine solche Erweiterung bereitet.³⁵

Bachmann-Medick bezieht sich dabei auf eine ethnologische Diskussion, deren Höhepunkt ein von James Clifford und George E. Marcus herausgegebener Sammelband bildet;³⁶ eine Diskussion, für die im deutschsprachigen Raum außerhalb der engeren ethnologischen Diskussionen vor allem Clifford Geertz stellvertretend genannt wurde und noch wird.³⁷ Geertz stand in der Ethnologie seit den 1970er-Jahren für qualifizierende statt quantifizierende Vorgehensweisen, die eher ahistorisch waren und bei denen das eigene Schreiben des Ethnologen in den Vordergrund rückte. Geertz' Ansatz stand

in den siebziger Jahren [für] eine Abkehr von der zeitgenössischen Ethnologie, [...] weil er, fürs Erste zumindest, das Ende der großen Theorien und Erzählungen (*grandes histoires*) in der Ethnologie einläutete, das sich auch die Postmoderne auf die Fahnen schrieb.³⁸

Alles in allem war dieses Vorgehen anschlussfähig für eine kulturwissenschaftlich orientierte Literaturwissenschaft.

Tatsächlich war die Ethnologie in den 1980ern sehr innovativ, was etwa die disziplinäre und methodische Selbstreflexion anbelangt, ebenso das Aufgreifen benachbarter Methodiken und das Ausgreifen auf benachbarte Disziplinen. Auch die Mittelaltergermanistik hat in dieser Zeit von der Ethnologie viel gelernt, wobei dieses Lernen im Wesentlichen innerhalb vorgegebener Rahmen der Epochen und Nationen stattfand, wie Bernhard Jussen kritisch erläutert:

Die Karriere der Ethnologie zur Leitwissenschaft der Mediävistik in den 1980/90er Jahren hat zwar sehr viel verändert und nicht zuletzt die intellektuellen Werkzeuge für die aktuelle Diskussion bereitgestellt. Aber sie hat in der Breite ihrer Rezeption nicht den Referenzrahmen für die Deutung des lateinischen Europas zwischen römischer Mittelmeerwelt und Moderne (wie

³⁵ Bachmann-Medick 2004a, S. 8 f.

³⁶ Clifford und Marcus 1986.

³⁷ Siehe vor allem Geertz 1987. Paul Rabinow hat schon im „Writing Culture“-Band darauf hingewiesen, dass die Geschichtswissenschaft die neuere Ethnologie – verspätet – mittels Geertz rezipiert: „There is a curious time lag as concepts move across disciplinary boundaries. The moment when the historical profession is discovering cultural anthropology in the (unrepresentative) person of Clifford Geertz is just the moment when Geertz is being questioned in anthropology [...]. So, too, anthropologists, or some of them in any case, are now discovering and being moved to new creation by the infusion of ideas from deconstructionist literary criticism, now that it has lost its cultural energy in literature departments and Derrida is discovering politics.“ (Rabinow 1986, S. 241 f.)

³⁸ Petermann 2004, S. 1002.

er in unserem Epochendenken steckt) in Frage gestellt. Im Gegenteil – durch die Aneignung ethnologischer Deutungsmuster (von „Ritual“ über „Gabentausch“ bis „Reinheit“, „Ehre“, „Face-to-face“-Gesellschaften und so weiter) konnte man die Leitideen des *herrschenden* Deutungsrahmens, also die *Alterität* des „mittelalterlichen“ Europa (der Christenheit) gegenüber dem „neuzeitlichen“ Europa (der Staaten), noch pointierter herausarbeiten. [...] Vieles von dem, was man bei den Ethnologen gelernt hat, taugte zur Archaisierung der beobachteten Kultur und damit zur Stabilisierung der Denkfigur „Mittelalter“. ³⁹

Ganz abgesehen aber von Lerneffekten und weitertradierten Deutungsrahmen hat die von Bachmann-Medick vorgeschlagene radikale Ausweitung des Textbegriffs dazu geführt, dass der Textbegriff nicht mehr operabel war. Das ist allerdings auch wenig verwunderlich, denn es ging gar nicht in erster Linie um den Textbegriff, sondern um die Ausrichtung von Philologien und Literaturwissenschaften auf Kultur als Gegenstand. Liest man den 1996 erschienenen Sammelband Bachmann-Medicks als ein Plädoyer für eine kulturwissenschaftliche Öffnung der Philologien, dann ist die Hinwendung zur Ethnologie sehr verständlich (zumal sich die ethnologische Forschung, auf die Bezug genommen wird, ihrerseits auf Literatur und Literaturwissenschaft bezogen hatte). Im Nachhinein allerdings entpuppte sich die „Kultur-als-Text-Debatte“ als eine Übergangsdebatte einer Philologie/Literaturwissenschaft auf dem Weg zur Kulturwissenschaft. Ein Medium dieses Übergangs war eben die Ethnologie. Auch sollte man den Sammelband von Bachmann-Medick zusammen mit ihrem *Cultural-Turns*-Buch lesen, ⁴⁰ weil man dann den Kultur-als-Text-Band eher als eine Station auf einem Weg verstehen kann.

Diesen Befund, dass es sich nämlich um eine Übergangsdebatte handelt, hat Doris Bachmann-Medick im Grund selbst schon notiert, wenn sie in einem Aufsatz, der in der zweiten Auflage als eine Art Nachwort zum Buch hinzugekommen ist, schreibt:

Mit der ‚anthropologischen Wende‘ in der Literaturwissenschaft wurde eine ethnologische Forschung aufgegriffen, die selbst bereits einen ‚cultural turn‘ vollzogen hatte: Durch ihre Analyse symbolischer Ordnungen kam in den Blick, wie sich Kultur bis in die gesellschaftlichen Praktiken hinein als ein Bedeutungszusammenhang reflektiert und darstellt. [...] Allerdings kam es im weiteren Verlauf der Debatte über die anthropologische Grundlegung einer kulturwissenschaftlichen Orientierung der Literatur-, Geistes- und Sozialwissenschaften unaufhaltsam zu einer formelhaften Verfestigung dieser ‚Kultur als Text‘-Metapher. Sobald sie zu einer ‚programmatische(n) Losung der Kulturwissenschaft‘ aufgewertet wurde, verlor sich ihr kritischer Impuls. ‚Kultur als Text‘ schaffte den zwiespältigen Aufstieg zu einer

³⁹ Jussen 2016, S. 564 f.

⁴⁰ Bachmann-Medick 2006.

überdeterminierten Leitvorstellung und emphatischen Schlüsselmetapher der kulturwissenschaftlichen Diskussion.⁴¹

Gewisse Übertreibungen bleiben dann auch aufseiten der Mittelaltergermanistik nicht aus. So denkt etwa Peter Strohschneider im Jahr 2004 darüber nach, dass „die Textwissenschaften (im engeren Sinne)“ den „Status einer Leitdisziplin der Kulturwissenschaften“ einnehmen könnten:

Es ginge nicht um Literatur- als Kulturwissenschaft, sondern umgekehrt um Kultur- als Literaturwissenschaft. Erweise sich das Prinzip ihrer Gegenstände – nämlich ‚Textualität‘ (im Sinne von Semiosis, Verweisung, Symbolisierung, Repräsentation, Diskurs etc.) – als exklusives Prinzip von Kultur überhaupt, dann könnten die Textwissenschaften ihren gegenstandsdefinierenden Begriff ‚Text‘ samt den über ihm errichteten Methodologien und Theorieinventaren sozusagen exportieren in andere kulturwissenschaftliche Disziplinen. Und dies hieße umgekehrt für den Textbegriff, daß er bei solchem interdisziplinärem Transfer [...] mit ihm zunächst fremden Sachverhalten und Problemstrukturen derart konfrontiert würde, daß terminologische Komplexitätssteigerungen möglich sind.⁴²

Diese Argumentation bewegt sich noch in der Diskurstradition, die es mit Theorietransfers zu tun hat, insbesondere mit der Ethnologie als Medium. Aber in dieser Richtung kommen wir wohl nicht weiter; schon deshalb nicht, weil die Vorstellung von Interdisziplinarität, von der Strohschneider ausgeht, zu sehr in einen Wettkampf der Disziplinen verstrickt ist, die ja miteinander wetteifern, weil Interdisziplinarität als Konzept klar abgegrenzte Disziplinen voraussetzt. Da ich nun aber bei Peter Strohschneiders Überlegungen zu Textualität und Textwissenschaft angekommen bin, werde ich dabei ein wenig bleiben und versuchen, anhand von Strohschneiders Überlegungen ein paar Schlaglichter auf die jüngere Diskussion der Mittelaltergermanistik zu werfen.

Natürlich ist schon länger klar, dass der Begriff der Literatur wenig taugt, wenn man es auch mit Chronistik, Losbüchern, Schachzabelbüchern, Bestiarien, Predigten, Gebetbüchern, Legendensammlungen und vielem mehr zu tun hat – von Wandmalereien, Teppichen, Inschriften und Gebrauchsgegenständen ganz zu schweigen. Ein Versuch, das Problem besser in den Griff zu bekommen, bestand darin, von einem „erweiterten Literaturbegriff“ auszugehen. Damit aber löst man letztlich kein Problem, weil man durch die Rede von einer Erweiterung gerade den emphatischen Literaturbegriff stabilisiert, der doch überhaupt das Problem

⁴¹ Bachmann-Medick 2004c, S. 298 f.

⁴² Strohschneider 2004, S. 104.

konstituiert hat, mit dem man es zu tun hat. Die Rede von einer „pragmatischen Schriftlichkeit“, die durch den Münsteraner SFB 231 prominent wurde, scheint mir schon sinnvoller zu sein, auch wenn es mir nicht leichtfällt zu erklären, was denn die Gegenstücke zur pragmatischen Schriftlichkeit sind. Auch in diesem Fall scheint es letztlich darum zu gehen, Konzepte zu finden, die gegenüber der Literatur konturiert werden. Hätte man keinen emphatischen Literaturbegriff, gäbe es keine Notwendigkeit, über pragmatische Schriftlichkeit zu sprechen.

Ein weiterer Schritt war wohl die Rede von „wissensvermittelnder Literatur“. Zwar habe ich bis heute nicht verstanden, was genau das sein soll, da doch alle Texte Wissen vermitteln. Aber disziplingeschichtlich gesehen scheint diese Terminologie wichtig zu sein, um ein Textkorpus zu generieren, über das man ansonsten nicht oder schlecht sprechen kann. Auch in diesem Fall wird freilich ein abgeschatteter Begriff von „Literatur“ weitertradiert, der sich wohl zwanglos durch den Begriff des Textes ersetzen ließe. So stellen denn auch Burkhard Hasebrink und Peter Strohschneider in einem neueren Aufsatz im Rahmen einer Lektüre des Vorworts von Kurt Ruh zur zweiten Auflage des Verfasserlexikons fest, dass dort ein „formal deskriptiver Literaturbegriff für jedwede schriftliche Überlieferung“ und zugleich ein „ästhetisch evaluativer Literaturbegriff“ verwendet werde.⁴³ Die beiden Verfasser verstehen diesen „in der Germanistischen Mediävistik dominierenden zwiespältigen Literaturbegriff“ als eine „spezifische Leistung“, die es – als „Kippfigur“ – erlaube, „sozusagen unmerklich von der einen auf die andere Seite umzuschalten“.⁴⁴

Das ist sicher richtig, gilt aber natürlich nicht nur für die religiösen Texte, um die es Hasebrink und Strohschneider in diesem Aufsatz zuallerst zu tun ist. Die Schlussfolgerung der beiden ist für meine Überlegungen aber natürlich anschlussfähig (auch wenn ich den unnötigen Seitenhieb gegen das Interesse an Materialität besser ignoriere):

Zunächst scheint es tunlich, für die Germanistische Mediävistik die Begründungsfigur des ‚erweiterten Literaturbegriffs‘ durch diejenige eines historisch ausgerichteten Textbegriffs zu ersetzen. Dieser eignet sich besser für die ‚Gegebenheiten‘ eines Feldes, das nicht einfach in Geistliches und Weltliches, in Sakrales und Profanes sortiert werden kann, und er ermöglicht es, die religiöse Textkultur des Mittelalters einerseits von anachronistischen ästhetischen Wertzuschreibungen freizuhalten, ohne sie andererseits als eine mediengeschichtliche Leistung bloß auf ihre Materialität reduzieren zu müssen – wie wenn religiöse Texte des Mittelalters wissenschaftliche Aufmerksamkeit allein insofern verdienten, als mit ihnen die Schriftkultur ein historisch neues Niveau erreichte.⁴⁵

⁴³ Hasebrink und Strohschneider 2014, S. 286.

⁴⁴ Ebd., S. 286.

⁴⁵ Ebd., S. 288.

Diese Forderung gilt meines Erachtens, wie bereits gesagt, nicht nur für religiöse Texte, sondern für das gesamte textuelle Feld. Es mag sein, dass sich diese Forderung für einen solch wichtigen textkulturellen Bereich wie den der religiösen Texte besser vertreten lässt als eine Forderung nach einer allgemeinen historischen Textwissenschaft, aber das Grundproblem übersteigt die von Hasebrink und Strohschneider niedergeschriebene Forderung bei Weitem.

Hinter der Forderung steckt, zumindest was Peter Strohschneider anbelangt, eine längere Auseinandersetzung mit dem Spannungsfeld von Literatur und Text. Schon im Dresdner Sonderforschungsbereich 537 („Institutionalität und Geschichtlichkeit“) stand mit der „Institutionalität“ ein Modell zur Verfügung, das darauf ausgerichtet war, nicht von modernen Vorstellungen eines Literatursystems auszugehen.⁴⁶ Auf der Grundlage der Luhmann'schen Systemtheorie wurde die heuristische Annahme getroffen, dass Kommunikation am mittelalterlichen Hof unwahrscheinlich ist, und es wurde nach den literarischen und literaturbezogenen Handlungen gefragt, die „literarische“ Kommunikation ermöglichen. Der Literaturbegriff freilich blieb erhalten und wurde, soweit ich sehe, auch nicht weiter infrage gestellt. Nicht ohne Grund hieß der Nachfolgeband zu „Literarische Kommunikation und soziale Interaktion“ ja auch „Geltung der Literatur“.

Gleichwohl zeigt sich durchaus textwissenschaftliches Potenzial, etwa wenn Strohschneider erklärt, was passiert, wenn man Literatur „als eine (sprachlich verfaßte) Form des kommunikativen Handelns“ begreift:

Im Sinne einer erkenntnisleitenden Annahme wäre demnach ‚höfische Literatur‘ als eine – eben: ‚literarische‘ – Sonderform kommunikativen Handelns am Hof zu verstehen; nicht mehr als eine Hypothese kann diese Auffassung deswegen zunächst nur sein, weil jene Kriterien von Literarizität, die den Sonderstatus dieses gemeinhin literarisch genannten Handelns bestimmen, weder unbedacht mit denjenigen moderner Literatur (etwa den ästhetischen Konventionen der Polysemie, Fiktionalität, Autonomie oder Originalität) identifiziert noch sonstwie dem Forschungsprozeß einfach vorausgesetzt werden dürfen. Sie wären vielmehr in ihm allererst historisch adäquat herauszuarbeiten.⁴⁷

Man kann sich, wenn man das Zitat liest, schon fragen, warum man dann überhaupt den Begriff „Literatur“ braucht, wenn man die Kriterien (oder zumindest einige der Kriterien) von Literarizität, die der Begriff mit sich bringt, überhaupt nicht gebrauchen kann. Hier zeigt sich eine Inkonsistenz in der Fragestellung des Dresdner SFB. Freilich hätte der Verzicht auf den Literaturbegriff eine Lücke gelassen und einen Verlust bedeutet, auf den man hätte reagieren müssen, so wie man mit der Idee einer Institutionalisierung den Verlust zu kompensieren suchte, der

⁴⁶ Man vergleiche Strohschneider 2001 sowie Kellner und F. Wenzel 2005.

⁴⁷ Strohschneider 2001, S. 10.

entsteht, wenn man feststellt, dass mittelalterliche „Literatur“ noch nicht ausdifferenziert war, noch keine „Institution“ war, wie sie im Laufe des 18. Jahrhunderts entstand. An die Stelle eines ausdifferenzierten Literatursystems wird dann die Institution der höfischen Kultur und Literatur gesetzt, quasi als Ersatz-Objekt, um den Verlust zu kompensieren.

In den Zeitraum des Dresdner SFB fällt ein weiterer einschlägiger Aufsatz Peter Strohschneiders, veröffentlicht im Jahr 1999, unter dem Titel „„Textualität der mittelalterlichen Literatur““. Der Aufsatz beginnt folgendermaßen:

Im Kreis der Mittelalterwissenschaften stellt sich die germanistische Mediävistik speziell die Aufgabe der Erforschung der deutschsprachigen mittelalterlichen Literatur. Dieser Objektbereich ist freilich keineswegs selbstverständlich bestimmt, wie schon die Frage nach der Relation von ‚Literatur‘- und ‚Text‘-Begriff zeigt. Wollte man nämlich beide Ausdrücke nicht einfach als Synonyme definieren, dann müßte man Regeln angeben, nach denen aus dem Gesamt der Texte ein ‚Kanon‘ literarischer ‚Werke‘ herauszuheben wäre. Dies setzte Antworten auf die außerordentlich schwierige Frage nach Kriterien für ‚Literarizität‘, nach der ästhetischen Differenz solcher ‚Werke‘ voraus. Allerdings sind entsprechende Antworten selbstverständlich allein als Ergebnisse, nicht jedoch als Voraussetzungen literaturwissenschaftlicher Forschungsprozesse denkbar. Und diese zeigen zunächst, daß ‚Literatur‘ des Mittelalters auf fremd gewordene Weise in uneinholbar entschwundene kulturelle Praxen etwa der religiösen Heilssicherung, der Herrschaftsrepräsentation, der gesellschaftlichen Wissensreproduktion eingebunden ist. Aus den Theoriebeständen neuzeitlicher ästhetischer Reflexion stammende Literarizitätskriterien wie Fiktionalität, Autonomie oder Polysemie müssen daher historisiert werden, wenn ihr mediävistischer Gebrauch nicht zu anachronistischen Verkürzungen führen soll.⁴⁸

Das Hauptproblem dieser Aussagen besteht darin, dass die Disziplingeschichte keine Rolle spielt und deshalb ahistorisch von Aufgaben, Ergebnissen und Voraussetzungen gesprochen wird, die sämtlich das Ergebnis einer Entwicklung darstellen. Schon die Einstiegsthese, dass die germanistische Mediävistik es mit der Erforschung mittelalterlicher deutschsprachiger Literatur zu tun habe, ist für das 19. Jahrhundert in dieser Pauschalität falsch. Es ging um die Erforschung eines deutschen Altertums, um die Etablierung einer Philologie des deutschsprachigen Mittelalters, um Methoden der editorischen Bereitstellung mittelalterlicher Texte – es ging nicht um mittelalterliche „Literatur“, auch wenn im Hintergrund so mancher Diskussion des 19. Jahrhunderts Elemente des Literaturbegriffs mitschwingen, die um 1800 etabliert wurden.

Strohschneider ignoriert außerdem die Funktion des Textbegriffs im Strukturalismus und – vor allem – im Poststrukturalismus. „Text“ ist eben, das habe ich in diesem Kapitel zu zeigen versucht, ein Reflexionsbegriff; der Begriff erfüllt

⁴⁸ Strohschneider 1999, S. 19.

bestimmte Aufgaben und er lässt sich deshalb nicht einfach als stabile Kategorie dingfest machen. Dass man schließlich, um noch einen dritten Kritikpunkt anzufügen, unbedingt Kriterien für „Literarizität“ braucht, erschließt sich mir nur, wenn man den Rahmen eines neuzeitlich-modernen Literaturkonzepts nicht verlässt.

Und das will Strohschneider ja auch gar nicht, was man im weiteren Verlauf der Argumentation gut sehen kann. Ich zitiere direkt den zweiten Absatz und setze also meine Glossen zu Strohschneider fort:

Die altgermanistische Literaturwissenschaft hat derartige Schwierigkeiten der Unterscheidung von ‚Text‘ und ‚Literatur‘ in den letzten Jahrzehnten weniger bearbeitet als unterlaufen, indem sie ihr Erkenntnisinteresse auch für das Hoch- und Spätmittelalter von der ‚Literatur‘ (‚Dichtung‘) auf die Gesamtheit deutschsprachiger Texte ausdehnte. Bei dieser Erweiterung des Literaturbegriffs sind die Ausdrücke ‚Literatur‘ und ‚Text‘ zunehmend indistinkt geworden, man hat die eingangs angedeutete Problemstruktur zwar tiefer gelegt, doch keineswegs aufgelöst.⁴⁹

Das ist einerseits richtig und wurde auch in diesem Buch immer wieder betont. Tatsächlich kann man eine Ausweitung des Gegenstandsbereichs erkennen, die die heutige Mittelaltergermanistik in mancherlei Hinsicht wieder näher an die Konzeption des Gegenstandsbereichs heranzuführt, die im 19. Jahrhundert etabliert worden war. Und man kann auch erkennen, dass tatsächlich „Literatur“ und „Text“ oft austauschbar verwendet werden, weil hinter der etablierten Praxis literaturwissenschaftlichen Sprechens keine vernünftige Theorie steht. Aber schon die nicht weiter differenzierte Rede von „Literaturwissenschaft“ ist – disziplingeschichtlich gesehen – ein Problem, weil Literaturwissenschaft etwas recht Neues ist und weil etwa Editionsphilologie und historische Sprachwissenschaft kein Teil der Literaturwissenschaft sind, aber doch wohl Teil der Mittelaltergermanistik. Wirklich schwierig aber wird es bei der Fußnote Nummer 3, die am Ende des obigen Zitats steht:

Ganz abgesehen davon, daß sich Literaturwissenschaft von Grundfragen historischer Literaturästhetik nur um den Preis ihrer Selbstaufhebung würde dispensieren können.⁵⁰

Wäre das ein Problem? Was würde passieren? Wären wir dann (wieder) Philologie? Würde sich an Universitäten niemand mehr mit deutschsprachigen Texten des Mittelalters beschäftigen, wenn „Grundfragen historischer Literaturästhetik“ nicht mehr diskutiert würden? Würde das in den Kulturwissenschaften überhaupt jemand mitbekommen? Ist diese Aufhebung nicht ohnehin schon im Gange? Und

⁴⁹ Ebd., S. 19 f.

⁵⁰ Ebd., S. 20.

vor allem: Ist „Aufhebung“ hier hegelianisch gedacht? Derartige Fragen wären angesichts des Axioms in der Fußnote zu diskutieren.

Strohschneider geht dann schließlich auf den Textbegriff Konrad Ehlichs ein. Ehlich ist Linguist und als Linguist privilegiert er – Derrida hat das ja beschrieben – die Mündlichkeit gegenüber der Schriftlichkeit. „Text“ ist für Ehlich, so fasst es Strohschneider prägnant zusammen, „Wiedergebrauchsrede“.⁵¹ Indem sich Strohschneider auf Ehlich beruft, adaptiert er aus der Linguistik einen amateriellen Textbegriff. Damit lassen sich Texte, was gut zu Luhmann passt, als Teil von Kommunikation denken und sie lassen sich medialen Modellen unterlegen, die ihrerseits traditionell amateriell gedacht werden. Auf diese Weise gewinnt Strohschneider einen Textbegriff, der gut zur soziologischen Systemtheorie passt, mit dem aber Schriftlichkeit gegenüber Mündlichkeit abgewertet wird. Das kann man machen, damit aber trennt man sich von der gesamten Diskussion rund um „New Philology“ und „Material Philology“; einen Diskussionsbereich, der die Mediävistiken in den vergangenen Jahren tief greifend gewandelt hat.

⁵¹ Strohschneider 1999, S. 22. Strohschneider beruft sich auf Ehlich 1993. Eine prägnante Kritik an Ehlichs Konzept einer zerdehten Kommunikation bei Hausendorf 2016, S. 43: „In der Kommunikation mit und durch Schrift ist die Ko-Präsenz der Sprechsituation nicht ‚zerdehnt‘, sondern eben tatsächlich unwiederbringlich aufgelöst“. Ähnlich auch schon Ricoeur: „Das Verhältnis von Schreiben und Lesen ist nämlich kein besonderer Fall des Verhältnisses von Sprechen und Antworten. Es ist kein Verhältnis des Gesprächs, es ist kein Fall eines Dialogs.“ (Ricoeur 2005, S. 81)